Beding für den Fang des „wirklichen Mannes", und manicher „Pfeiler" — die Bonner Dr. Wilhelm Lindemann — hat ihm unendlich Heil und Gesundung verschafft. Tatsächlich werden ihm auch die Walfische zu Heilzwecken für sich in Anspruch: er soll die Krankheiten — wie die Sonne den Nebel — „zerreiben", in wunderbaren Fischen und Drachen verwandeln, den Hundsfott heilen, „dem Hunde die Flöhe jagen", die Wissenschaft „bereichern". Allerdings mußte er zu diesem Zwecke möglichst frisch gemalen — oder unter der Fußsohlen gebunden — werden, und aus solchen familiären Gründen verdarb seinerzeit der Heringer Rat „alten Hering", sobald der neue angekommen war, pökelnd aber noch Pfennige weiter zu verkaufen.

Nicht so wüsterisch ist man in Berlin. Dort wird heute noch alljährlich den Dampfsiedern samt den Kranen- und Magistratsbonzen am Jüdenmonntage die sogenannte Aktionspende aus der Stärkekerkjstiftung, bestehend aus zwölf braunschweigischen Hinten Roggenbrot und einer Tonne Heringe (also recht alte Heringe!) verabreicht. Diese gilt wohl und wahrhaftig auf den schrecklichen Seeräuber zurück, der zu Ende des 14. Jahrhunderts die Küsten beider deutscher Meere, und manche andere dazu, brandschatzte, aber samt seinem Hauptspießgesellen Gödecke Michael aus Danzellen bei Greifen in heiliger Begrab zwei große Höfe auf Holzmühlen und bei Wolle besaß. Infolge dieser Begleitungen lüte Störtebecker seine sieben Todsünden durch diese Stiftungen und sieben dem Verderbe: Dome geschenkte Fenster ab; letztere sind freilich inzwischen wieder verschwunden.

Ein großer Schrecken ging 1581 durchs Land, als es hieß, die in diesen Jahre gefangenen Heringe enthielten gewisse „Würmelein", und ihr Genuß sei daher nicht nur der Gesundheit nachteilig, sondern könne sogar den Tod zur Folge haben. Besonders der Altenburger Magistrat nahm sich der Sache mit größtem Eifer an, ließ alle in der Stadt vorhandenen Heringstonnen durch den Marktvogt und zwei Fischschätzer aufschlagen, und allenthalben wurde in den Heringsbüchsen „ein Kriblein", und darin „ein weißes Dinglein wie Würm gestaltet, doch nicht lebendig" gefunden. Nachdem er auch noch zwei Doktoren der Medizin hierüber gehört, befahl der Rat, „denselbigen Hering hinwegzuschaffen, wegzu[illegible], anderenfalls würde er ihn durch den Diebskenker verbrennen lassen". Als die Kunde davon — und die Heringe — nach Hamburg kamen, lief auch dort der Senat die Sache durch vier Sachverständige, „die von Jugend auf beim Heringsfang und Einpacken erzogen", untersuchen, und diese sagten am 2. September 1581, nachdem sie den herkömmlichen Eid „mit ihren ausgestreckten Armen und aufgerichteten leiblichen Fingern" geleistet hatten, aus: „Daß der beste Hering, der von den Kaufleuten „Vollgut" genannt wird, vom Haupte an längs dem Rücken bis an den Nabel (!) Röthelin oder Röderlein habe, die im Salze der Fäkel zusammenschrumpfen, und man man in Altenburg gefunden, seien solche Drüßen." Nach dieser Feststellung trug nicht die Furcht wieder verschwunden sein, aber in Ulm erließ der Rat noch am 7. März 1768 ein „Patent", worin er der Bevölkerung zu ihrer Beruhigung mitteilte, daß „nach der fast einhelligen ärztlichen Gesinnung eitlicher Personen, die des Härings Verstand haben, solches Gewächs nichts anderes sei, denn des Härings natürliche Feistigkeit, und den Menschen ohne Gefahr wohl zu genießen".

Dennoch hat auch der Hering seine Nöten. 1587 fing man einen außergewöhnlich großen Hering, an dessen Bauche sich besondere Zeichen fanden, in denen man eine Art Heringsjahre erkennen wollte. Im folgenden Sommer blieben dann die Heringe aus, und man behauptete das allergöttlichste Fischermeil, der abgemeinen; die übrigen seien nun fäkerlos und könnten ihren Weg nicht finden. Schlimmer noch machte es der Berliner Probst Coler, der auf Grund jener „Zeichen" einen Weltuntergang prophezeite.

Auf deutschem Boden fand die Heringsfischerei zuerst (1550) in Emden Eingang, nachdem der Holländer Beukel ein Mittel angegeben hatte, den Hering gleich auf See einzusalzen und dadurch für weiten Versand zu konservieren. Wie streng man es damals in diesen Dingen in Emden nahm, zeigt sich in Folgendem: Jeder Heringsfischer mußte vor der Ausfahrt dem Stadtsekretariat seine Marke (Denkmal) vorzeigen, damit man etwaige Verkäufer geringer Ware ermitteln konnte, und in die eingelnen Tonnen waren die „vollen, rechtschaffenen, fettlicken, Steuk- und Bottdherheringe" unterschiedlich zu verteilen. Nach der Rückkehr der Kutter (jetzt führt man Dogger) wurden die gefangenen Heringe durch den vom Magistrat angestellten „Mäteseiner des Herings und der Tonnen" auf offener Straße oder doch bei offenen Türen — damit jeder gaffen konnte — nachmals umgepackt und sortiert, und nur, wenn er sie für gut befand, stieß der „Mäteseiner" sein Zeichen darauf und ließ sie durch.

Während der französischen Fremdherrschaft über Ostfriesland erlebte die Emder Heringsfischerei. Um so größer war aber dann der Jubel, als 1814 der Jager „Ostfriesland" der Emder Gesellschaft „Wissenschaap" die ersten neuen Heringe — das konnteren Ersatzes wegen in Hamburg — anbrachte. Da gingen dort ab der fröhlichen Kunde die Fischhändlerinnen mit einer preußischen Fahne und einer Papierkrone in Prozession durch die Straßen und trockten sich beim Herumtanzen unter freiem Himmel lustig. Und als die erste Wagenlast Heringe von diesem Jager (ein besonders schnelles Schiff, das immer die erste Ansprache anbringt) nach Emden kam, wurde nach darauf eine Fahne gepflanzt und die Gottesdienste eine Stunde lang geläutet. Später wurde auch dem Könige ein Achtelstückchen von diesem Hange in die Hofküche nach Berlin gesandt, der der Emder Fischerei daraufhin neue wertvolle Privilegien ausstellte.

Jetzt liegen an unseren deutschen Küsten oft Milliarden dieser Heringsbrüge ab, die aber ausgerechnet noch immer ein Hindernis bei gegen deutschen Behörde an Heringen, der einen Verbrauch von über 50 Millionen Mark verschlingen, deren Unsere Bauern müßten die weiteren Meilen machen. Bis zur Dazzerbrand sollten sie alljährlich im Bund gereist den Heringsschmaus entgegen, und wieder bis Pfingstfest sagten (oder menschlich dauphen) sie hinunter, ehe sie kurz vor Weihnachten wieder still legen.

Dr. Joh. Klatzpaul

**Himmelskunde** Wie Kometen entdeckt werden. Obgleich die Menschheit immer noch vergeblich auf die Wiederholung eines so großartigen Himmelswunders wartet, wie es die Kometen von 1811 und von 1858 gewesen sind, hat es an Kometen stets schon bekannter, teils neu entdeckter Kometen in den letzten beiden Jahren tatsächlich nicht gefehlt. Zum erstenmal seit mehreren Jahrzehnten ist es uns auch wieder beschieden gewesen, Fernrohren von immerhin genügender Leuchtkraft zu begegnen, um sie mit voller Deutlichkeit und diesem Auge sehen und ihren Schweif durch einen erheblichen Raum am Himmel verfolgen zu können. Man sollte alle meinen, auch die Astronomen könnten mit dem Fortgang der Kometenforschung während der letzten Jahre wohl zufrieden sein. Das ist aber gar nicht der Fall, vielmehr hält es der bekannte englische Astronom Professor Denning für angezeigt, einen Aufruf an seine Landsmannen ergehen zu lassen, der die Suche nach Kometen als ein viel zu sehr vernachlässigtes Studium bezeichnet und mehr Aufmerksamkeit in dieser Beziehung verlangt. Vor allem meint sich Denning gegen die Ausrüstung, daß die Photographie die Kometensuche mit dem bewaffneten oder unbewaffneten Auge bereits überflüssig gemacht habe. Daß dies nicht der Fall sei, hat am besten die Entdeckung des großen Johannesburger Kometen vom vorigen Jahr bewiesen, der von einfachen Beobachtern früher beobachtet wurde als an irgendeiner Sternwarte. Das konnte allerdings auf der südlichen Halbkugel leichter geschehen als auf der nördlichen, da dort die Astronomen nicht so dicht gesät sind. Aber man darf doch eine allgemeine Lehre daraus ziehen. Die photographische Platte muß zum mindesten in einer Hinsicht als ungeeignet für die Kometensuche bezeichnet werden, nämlich für den Nachweis solcher Kometen, die bereits in die Nähe der Sonne gelangt sind und daher in ihrem Glanz von deren Strahlen zum Teil überdeckt werden. Nur den Kometen gegenüber, die weit von der Sonne entfernt sind und daher nur noch einen schwachen Schein verbreiten, hat die photographische Platte eine unbedingte Ueberlegenheit.

Nun Kometen aber die Astronomen, so viele Ihrer heute auch sein mögen, nicht denkend den ganzen Himmel unter Dach halten, ausreichen mit photographischen Mitteln, die noch nur einem Teil der zu erfüllenden Aufgaben dienen. Ist man aber erst einmal, wie es sicher sehr bildlich bestimmt, ein Kometen bei der Annäherung an die Sonne dem photographischen Nachweis entgangen, so ist er gerade in der Sonnennähe für dürftige Art der Verfolgung unauffindbar, und es bleibt dann nur noch dem Zufall vorbehalten sein, ob er wieder auf dem Rückwege von der Sonne her einem Himmelsfotografen auf die Platte gerät. Professor Denning scheint daher Vorzugsl zu sein, daß auf diese Weise eine große Zahl von Kometen der Wissenschaft verloren geht, und will daher für die Himmelskunde einen möglichst gesamten Stab von Hilfskräften modell machen, als die ohne Zweifel zahlreichen Liebhaber der Astronomie, die sich des Besitzes eines wenn auch nur kleinen Fernrohres erfreuen. Ein solcher gesellt vollkommen zur Kometenjagd, namentlich wenn es eine kurze Brennweite und ein Okular von geringem Gesichtsfelde und schwacher Vergrößerung hat. Ausgehend Mitteilungen der Kometenjäger aus Liebhaberei nur noch einen guten Himmelsatlas und einen möglichst neuen und daher vollständigen Katalog der Nebelsterne, endlich natürlich nach einem hinreichend hellen Horizont, besonders gegen Osten und Westen. Das sind alles Voraussetzungen, die billig und leicht zu erfüllen sind. Wer sich nun planmäßig einer solchen Arbeit widmen will, sollte täglich ein bis zwei Stunden nach Sonnenuntergang den nördlichen oder einen dieselbe Zeit vor Sonnenaufgang den südlichen Himmel mit seinem Fernrohr absuchen, so oft die Luft klar genug ist. Professor Denning hofft in Aussicht, daß er dann Aussicht lange zu warten haben werde, seinen Namen durch die Entdeckung eines Kometen in die Annalen der Astronomie eingeschrieben zu sehen.

**Zeitschriften** Arbeiter-Jugend. Aus dem Inhalt der sechsten erschienenen Nummer 22 heben wir hervor: Die „Hunkunger Richtung" am Werke. Von A. Lindau. — Skizzen aus dem Mordcielleben. Von Emil Unger. — Die Internationale — Epiroum (Illustriert). — Fabrik- und Meisterlehre. — Aus der Jugendbewegung. — Die Gegner an der Arbeit. — Vom Kriegsschauplatz. — Zur wirtschaftlichen Lage.

Beilage: Der Zeitschriftenbote. Erzählung von Karl Ofenbach. — Herbst. Gedicht von A. Ellinger. — Aus einer alten Stadt. Von Michael Wagner. — Die Körperkultur der Griechen (Illustriert). Von Fritz Ellinger. — Das Entwerfenen des Bürgertums im 18. Jahrhundert. — Kennst mit! Gedicht von Emma Bölk. — Eine eigene Bücherei! — Das potenzierte Kreuzwort. Von Manfred Hyber.

Beiblatt zu der Dresdner Volkszeitung und der Volkszeitung für Pirna, Pirna, Freiberg und Meißen, Nr. 33 vom 15. November 1911.

Anschaun, wenn es dir gelingt,
daß es erst ins Innere dringt,
dann nach außen wiederkehrt;
bist am herrlichsten belehrt. Goethe

## Arbeiterjugend und Abstinenzbewegung

Der Abgeordnete Dr. Michael Schuhmeier sprach auf dem großen Oberösterreichischen Alkoholgegnertag in Ging über Arbeiterjugend und Abstinenzbewegung. Seine Ausführungen sollten überall Beachtung finden. Er sagte:

„Wie gewinnen wir die Arbeiterjugend für die Abstinenz?" Dieser hierfür Thema in zwanzig Minuten zu sprechen, ist sehr schwer — beinahe so schwer als die Gewinnung der Arbeiterjugend selbst für die Abstinenzsache. Ich will daher nur kurz skizzieren, was wir sozialdemokratischen Abstinenten tun, um die jugendlichen Arbeiter, soweit wir über in unserer Organisation tätig werden, für die Enthaltsamkeit zu gewinnen.

Die Schwierigkeiten sind unendlich; sie sind noch viel größer als bei der Jugend der besitzenden Klassen, bei jenen jungen Leuten, die doch gewöhnlich im „gefährlichen Alter", in den ersten Jünglingsjahren, von vierzehn bis achtzehn Jahren, noch zu Hause sind, im Schoße der Familie Unterricht und Erziehung genießen, die der Verführung zum Alkohol doch nur gelegentlich preisgegeben sind, denen Abenteuer des überschäumenden Jugendmutes, Zerstreuung und Unterhaltung durch Besuch von Theatern und Konzerten, Musik und Gesellschaften zu Hause geboten sind.

Der jugendliche Arbeiter aber, der aus der Volksschule austritt und sofort in das verlottete Leben eintritt, in die Arbeit, ja oft in die Fremde kommt, wird auch dort Dinge gewahren, in dem er meist nicht einmal sehr tief Vorgelegenheiten hat. Gar oft war sogar der häufige Herd sein Schutz vor dem Alkohol; vielleicht hat er die traurigen, die Familie zerrüttenden Wirkungen des Alkohols an den eigenen Eltern, Geschwistern, an dem betrunkenen Vater, an der geprügelten Mutter gesehen, ohne daß ihm aber zum Bewußtsein gekommen wäre, daß der Alkohol die Ursache davon ist. Ja vielleicht hat er diese Eltern schon für etwas Selbstverständliches ansehen gelernt und sich dagegen abgestumpft. Vielleicht hat er schon als Säugling den in Verzweiflung oder Wut gebrachten Durstschrei bei den Mund betrunken, um eingeschlafen und nicht den bei Tag schwer arbeitenden Vater und die erschöpfte Mutter zu stören, oder um der Mutterin, der er bei Tag, wo Vater und Mutter außerhalb der Wohnung beschäftigt sind, überantwortet ist, Ruhe zu verschaffen.

Aber selbst wenn er nicht zu Hause bereits den Alkohol kennen gelernt hätte, selbst wenn er nicht in seinen schulfreien oder geschenkten Stunden, wo er, da ihm seine Eltern keinen Hofnarrer und keine Gesellschaft hatten können, oder Aufsicht in den Straßen, auf Unterhaltungs- und Festplätzen Kennzeichen und die Vierzehn mitgenommen hat, wenn er jetzt in die Lehre oder als Hilfsarbeiter in die Fabrik kommt, so kommt er fast immer gleichzeitig in die Schule des Alkohols. Die Gesellen, die Meister aber die älteren Arbeiter trinken in seiner Gegenwart; er muß ihnen das Bier, den Most, den Schnaps holen; er darf zum Kollege dazu trinken, hier einen Schluck und dort einen Schluck. Wenn ein neuer Gehilfe eintritt und eine noch die alte Sitte des „Einstandes" gilt, da fällt auch für ihn nicht ab. Am Sonntag, und besonders in der späteren Zeit, wenn er ein kleines Wochengeld oder wenn er von Kindheitsfesten „Trinkgeld" bekommt — der schöne Name weist ihm ja den Weg, den die neue Prämisse zu gehen haben —, wenn er vielleicht von einem Gesellen oder vom Meister mitgenommen wird ins Gasthaus oder auf die sogenannte Landpartie, die ja meist nur der bekannte Umweg ins Gasthaus, der Weg zum Bier oder Wein oder Most ist, da lernt der junge Bursch trinken, als etwas Selbstverständliches, als etwas Naturnotwendiges, als ein von Sonntags- und Feiertagsfreude Ungertrennliches, als etwas, was unbedingt zur Unterhaltung gehört. Da wird in Gesellschaft der anderen Trinkenden das Vorurteil gepflanzt und befestigt, daß „der kein Mann sei, der noch keinen Rausch gehabt", der „Stolz auf die Männlichkeit", bewiesen durch das Rauchen, und vor allem durch das „Vertragen" von soundsoviel Bier und Schnaps, als eben für das eigene Geld gekauft oder von spendiben Gehilfen oder Freunden erhalten werden kann.

Da sieht der Jugendliche in der Fabrik die schwer arbeitenden Menschen trinken und hört ihre Begründungen dafür, daß sie trinken „müssen", weil sie schwer und lange arbeiten und stark schwitzen. Da hört er, wie sie am Montag darüber scherzen oder gar sich rühmen, daß sie am Sonntag einen Schwipsi oder Nachtrausch gehabt haben, und sich prahlen, wie viel Kriege Bier und dazu Wein oder Schnaps sie getrunken haben. Da wird durch das Beispiel der Umgebung, in der er sich befindet, durch die Kollegen, Gehilfen, Vorgesetzten, Meister der Alkoholaberglaube in ihm genährt, der Aberglaube, daß der Alkohol notwendig, besonders für den arbeitenden Mann nötig, daß er gut sei, daß er für die Geselligkeit wie für die Arbeit unentbehrlich sei. Es ist furchtbar, was in dieser Zeit an dem jungen Arbeiter gesündigt wird, und in der Enquete, die ich bei den Mitgliedern unseres Arbeiterabstinentenbundes über die alkoholische Vergangenheit und ihre antialkoholische Gegenwart veranstaltet habe — niedergelegt in der Broschüre Abstinentenbeichte —, ist es mit erschütternder Wucht gezeigt, wie die Meister und Gehilfen mithelfen, den jungen Burschen in den Bann des Alkohols zu ziehen, in die Netze des Alkoholkapitals treiben, so daß er sich darin verstrickt und darin zappelt, wie eine Fliege im Netze der Spinne, nur daß die Fliege bald von ihrer Qual erlöst ist, während das Alkoholkapital sein Opfer teilweise immer wieder von neuem Kräfte sammeln läßt, um es Tag für Tag, Jahr für Jahr aufzusaugen, bevor es die unbemachteren Netze in den Sterbe, ins Krankenhaus, Irrenhaus oder ins Grab wirft.

Unter so den Verhältnissen, unter solchen Verführungen zum Alkohol, begünstigt durch die elenden sozialen Verhältnisse, möchte der jugendliche Arbeiter heran, von den Verführungen durch die Kneipen mit Tanzbelustigung, durch Dirnen usw. gar nicht zu reden. Das Elend von Alkohol und das Versinken wird zur Selbstverständlichkeit, zur Regel.

Die sozialen Uebelstände, die zum Alkoholismus führen, wie der Alkohol die elenden Verhältnisse noch mehr verelendet, tragen dazu bei, den jungen Mann im Banne des Alkoholismus zu halten. Die große für die in Entwicklung begriffenen Muskeln und Knochen unzulängliche Ueberarbeit, die unzureichende Ernährung, die reizlose und einförmige Kost, die unhygienischen Verhältnisse in den Werkstätten, die meist erbärmlichen Schlafstellen, die sehr selten in einer eigenen Kammer bestehen und ihm der schmutzige Gedanke oder gar ein halbwegs reinliches Gasthaus als erlesenen Hafen der Ruhe, der Erholung erscheinen lassen — alle die sozialen Uebelstände der kapitalistischen Gesellschaft, die ja die wichtigsten Ursachen des Alkoholismus der arbeitenden Klasse sind, sie halten mit vergebenlicher Wucht auf den jungen und unreifen Menschen, der seine Bildung genossen, der das höchsten Leben und Streben und Wissen verlernt hat, das er in der Schule aufgenommen hat, der eingeboren das Beispiel des Trinkens, der Jugend in der Werkstatt und in die Schmutzwasserflut sieht. Ja ist da ein Wunder, wenn die jugendlichen Arbeiter dasselbe Weg gehen, den die Meister und Gehilfen, ihre Vorgesetzten, die älteren Arbeiter, gegangen sind? Ein Wunder wäre es, wenn es nicht der Fall wäre! Und Wundersuchen heißt es, diese durch alle sozialen Uebelstände, durch Unreifsamkeit, durch Beispiel und Verführung zum Alkohol hineingetriebenen jungen Menschen dem Tätzen zu entreißen, der sogegenwärtig seine Kreise um sie schlingt, wie es Sascha Schneider auf dem Bilde malt, daß man begleitet hat: „Unerlösenbar!"

Und dennoch gelingt es uns, zu zeigen, daß da Fortschritt nicht ein Fluch ist; dennoch gelingt es uns, dem Alkohol Opfer zu entreißen. Das Wunder beginnt sich: Mitglieder unserer Jugendorganisationen sind Mitglieder des Arbeiterabstinentenbundes. In Wien hat sich innerhalb des Verbandes jugendlicher Arbeiter eine eigene Abstinentensektion gebildet, die seit einem Jahre 120 Mitglieder umfaßt, die ihren Obmann mit ihren Grußen heute zum Alkoholgegnertage als Delegierten entsendet haben. Die Ausschüsse der Jugendlichen werden alkoholfrei abgehalten; man trachtet überall, Privatlokale für die Versammlungen und Zusammenkünfte zu mieten, um die jungen Leute vom Gasthause fernzuhalten; bei Ausflügen wird immer mehr getrachtet, daß sie

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id416951805-19111115/11
gefördert von der
Deutschen Forschungsgemeinschaft
DFG